

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Wichmann, Franz: Die gestohlene Braut. Erzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62042

wieder sollten die hellen Kinderstimmen diesen Raum beleben. Nie wieder Annas Schritt über die Dielen gleiten.

Wo waren sie? Wo? Allmächtiger, in welchen Tod hatte sein sündiger Leichtsinns sie getrieben?

Wieder suchte er empor.

Suchen mußte man. Suchen!

Aber da, auf der Schwelle zum Korridor, stockte



Sein Weib stand vor ihm. Rechts und links die Kinder.

sein Fuß. Die Arme fielen ihm schlaff hernieder, und mit starren Augen taumelte er in die Knie.

Sein Weib stand vor ihm. Rechts und links die Kinder, das Antlitz bleich, aber lieblicher denn je, in den Blicken eine Klarheit, die er noch nie in ihnen gesehen.

„Anna,“ stammelte er, zwischen Lachen und Weinen.

Sofort ergriffen Hänse und Miez von ihm Besitz.

„Battling!“ krächte der erstere und kletterte ihm aufs Knie, „dor sün wi.“¹⁾ In 'n ollen scheußlichen Wald hat Mutting uns gesunden. Und wir waren allbeid noch labundig!“²⁾

Miez rieb ihm währenddes mit den dicken Fingern die Tränentropfen vom Gesicht.

„Nos labundis!“ echote sie seelenvergnügt.

Anna und Albert blickten sich an.

„Ja, Liebster, lebendig!“ sagte jene leise. „Die Kinder sprechen wahr. Dort, wo ich voller Verzweiflung in den Tod zu geh'n beschloß, hat Gott mir neues Leben geschenkt. Ich weiß es, meine Schuld steht der deinen nicht nach. Wir haben beide gutzumachen! Laß uns jetzt nicht verzagen, wenn auch schwere Zeiten kommen. Der Herr wird uns durch diese Trübsal nicht hindurchgerettet haben, um uns

in der nächsten versinken zu lassen. Komm, Albert! Hand in Hand wollen wir wieder von vorne beginnen!“

Da zog er sie an sich und küßte ihr beinahe ehrfürchtig Stirne und Mund.

„So wahr mir Gott helfe!“ sagte er fest.

Das klang wie ein Schwur.

Hänse und Miez aber faßten sich gleichfalls bei den Händen, standen und machten große, feierliche Augen.

In der That, schwere Zeiten kamen. Aber Anna hatte recht: Gott half hindurch.

Heute sind Meinhardts wohl-situierte Leute. In der Hauptstadt, wohin sie damals bald nach dem Zusammenbruch überstiedelten, betreiben sie jetzt ein flottes Papiergeschäft; und die Kinder sind mittlerweile groß geworden. Nie aber, wieviel Jahre auch seitdem verstrichen sind, haben Albert und Anna jene denkwürdigen vierundzwanzig Stunden vergessen, welche, dank Gottes Güte, den Wendepunkt ihres Lebens bezeichnen.

Die gestohlene Braut.

Erzählung aus den bayerischen Bergen.

Von Franz Wichmann.

Ein warmer Junitag war über dem romantischen Hochtal von Schellenau heraufgestiegen. Der breite Ochsenkopf, das schrofse Wurmeck und der steile Schneefogel trugen blitzende Hauben von goldenem Sonnenschein, und am Bärenjoch und Schattenpaß hatten sich die Matten in frisch leuchtendes Grün gekleidet.

Just das rechte Wetter war's zum Auftrieb auf die Bergweiden. Auf dem Frohnhof trat Nanni Goldbacher mit der mächtigen Almglocke in den Stall und legte sie an breitem, buntgesticktem Riemen der Piesl um den Hals. Kaum gab das tönende Metall den ersten Klang, da war kein Halten mehr. Die Ketten rasselten, die zum letztenmal mit Winterfutter gefüllten Krippen wurden im Stich gelassen, und in dichter Masse drängte das stattliche Vieh hinter der sauber gepuzten und bekränzten Leitkuh in den Hof hinaus.

Fast hätte der ungestüme Anprall den jungen Bauern, der eben hastig und erhitzt von der Dorfstraße hereinkam, über den Hausen geworfen.

„Sakra, iss Malefizviecher, gebt's do Obacht!“ rief er beiseite springend.

„Muß denn allweil geflucht sein?“ meinte halb lächelnd, halb vorwurfsvoll die Semmerin.

Mois Hinterholzer blickte ein wenig verlegen zu Boden. „Kruzitürken, daß i aa döss verfluchte Fluchen net lassen kann. Aba schau, Mandl, da hab' i dir noch geschwind am Schattenbach an Weibbuschen brockt, damit dir nichts passiert droben am Faltereck.“

Das Mädchen nahm etwas zögernd den Strauß. „Kundlkrant und Widerton? Sell is ja für 'n Teifi gut.“

„Ma kann nie net wissen, was g'schiecht. Unser

¹⁾ Da sind wir! ²⁾ lebendig.

alta Herr Pfarra hat allweil g'sagt, es sei a gottlose Zeit, und i weiß, was i vorige Woch' in Meinrad'ssd gesehen hab' —"

„Was hast g'geh'n?“

„An Wagen ohne Pferd, wie da Wind is er daherkemma, und drin is a schwarzer Teifi gehockt mit a paar höllische Glasaugen.“

„Geh — dös war ja a Antimobil,“ lachte Mandl.

„Woher woast na du dös?“

„In da Zeitung is's gestanden.“

„Wie d' nur so a sündhaftes Blattl lesen magst!“

„Schau, mei Bata, wo doch da Lehrer von Engelhalden g'wen is, hat's halt gehalten, und wie er g'storben is, hab' i's net abschaffen mögen. Ma kann so viel lerna draus und erfahrt all's, was in da Welt vorgeht. Gelt, wenn d' auf d' Alm kimmst, bringst ma's allweil mit, Loisl?“

„I —“ fuhr der Bauer zurück, „i, dös gottlose Blattl, da taat i mir ja Sünden fürchten, — Himmelherrgottsjakra überanand — sell tu i net.“

„Nacha muß i's halt 'm Jaga sagen oder dem Herrn Sandtner, wo immer in dös Berg umananda steigt.“

„Was — dem hinketen Maler, den der Himmi zeichnet hat?“

„Mei, a bissel an kurzen Fuß hat er, sell is all's.“

„Weißt, wer aa no an kurzen Fuß hat?“ fragte Loisl, ängstlich sich umsehend, in flüsterndem Tone.

„Du willst do net sagen —?“

„Da Teifi! I laß mir's amal net ausreden. Mit dem Maler is's net richti.“

„Geh, du bist ma zu dumm.“

„Dö Fremden is amal net zu trauen. Der selige Herr Pfarra hat's aa gesagt.“

„I weiß schon, — der hat allweil 'n Teifi an die Wand gemalen. Aha der jetsige hochwürdige Herr denkt anders, der hat schon viel gegen den Aberglauben predigt.“

Der junge Frohnhofener machte eine Bewegung mit leidigen Bedauerns. „Der versteht's halt net besa. Jesses, Maria und Joseph, geh aus 'm Weg!“ schrie er, sich plötzlich unterbrechend, auf, „da Stier — da Stier!“

Doch die unerschrockene Sennerin floh nicht. Mit raschem Griffe packte sie die gefenkten Hörner des übermütigen Tieres und drückte seinen Kopf energisch zu Boden. Den starren Nacken vor seiner kräftigen Herrin beugend, trollte es ohne weiteren Widerstand beiseite.

Der junge Bauer sah ihr bewundernd zu. Ja, an der Ranni hatte er schon die rechte gefunden; solch ein Weib, das sich vor nichts fürchtete, war gerade recht für den Frohnhof. Wenn sie auch als des armen Schullehrers verwaisstes Kind nichts besaß und sich ihr Brot als Sennerin verdienen mußte, — auf eine reiche Mitgift konnte er verzichten. Seit der gelähmte Vater in Austrag gegangen und die alte Mutter ihm nur noch mühsam den Haushalt versah, brauchte er eine junge und energische Bäuerin. Zum letztenmal sollte Mandl heuer die Alm am

Falterck beziehen und nach dem Abtrieb die Hochzeit sein.

Jetzt kam auch der alte Hinterholzer, auf seinen Krückstock gestützt, aus dem Hause, und Loisls Mutter brachte ein Körbchen, in dem ein Gebetbuch, bunte Heiligenbilder und andere Kleinigkeiten zur wohllichen Ausschmückung der Almhütte lagen.

„Pfiat di Gott, Mandl,“ sagte sie, das Mädchen beiseite ziehend, „halt gute Wirtschaft droben, der Loisl wird bald aufkemma und nachschaug'n, wie's geht.“

„Habt ka Sorg, Bäuerin, i mach' scho all's recht,“ sagte die muntere Sennerin. „Und geb's Gott, daß dös alle gesund bleibt's derweil.“ Sie gab der Hinterholzerin und ihrem Mann die Hand zum Abschied, befestigte Loisls Buschen an ihrem Berastock und trieb mit lautem Zuruf das Vieh auf die Straße hinaus.

Loisl, der den Zug noch eine Strecke begleiten wollte, schloß sich ihr an. Unter helltönendem Geläut, mit behäbigem Gange schritten die bekränzten, prächtigen Tiere dahin. Am Ende des Dorfes, wo der Weg steil anzusteigen begann, nahm man ihnen die schweren Glocken und zierlichen Halsbänder ab, die Kinder, die der Herde gefolgt waren, beluden sich damit und trugen lärmend und jubelnd die Last zu den Häusern zurück.

„A brav's und a rechtchaffenes Deandl is's“, sagte die Austragbäuerin zu ihrem Manne.

„Wohl, wohl — auf dös ka ma si valass'n. Und sowiel g'scheidt is's. 's Wildern hat da Loisl ihr zuliab aa sein lassen.“



Loisl, der den Zug noch eine Strecke begleiten wollte, schloß sich ihr an.

„Wann 's eahm nur aa von seinem Aberglauben und dem Fluchen helfen kummt!“

„Gott geb's!“

So plauderten sie und blickten dem bunten Zuge nach, bis er in den Tannen des Bergwaldes verschwand.

Sonniger Ansfrieden umträumte den Maler. Seit er zu Anfang Mai als erster und einziger Fremder, der je das einsame Gebirgsdorf zu längerem Aufenthalt betreten, sich im Gasthaus zur „Goldenen Gans“ einlogiert hatte, war er schon einigemal hier oben am Faltereck gewesen. Aber in der Hütte hatte er immer nur den Hüterbuben getroffen, während die Sennerin sich draußen zu schaffen machte und ihm mit scheinbarem Mißtrauen auswich. Das schöne Mädchen, um das sich schon so viele Burschen in Schellenau und sogar der Jäger Vitus Egger ohne Erfolg beworben hatten, war auch dem Künstler bald aufgefallen. Aber da er im Dorfe erfahren hatte, daß sie mit dem jungen Frohnhofbauern so gut wie heimlich verprochen war, mochte er ihr weiter nicht nachstellen und beschränkte sich darauf, so oft er sie sah, ihr anmutiges Bild seinem Gedächtnis einzuprägen.

Die Sonne sandte glühende Strahlen vom wolkenlosen Himmel, die Luft vibrierte und ein flimmernder Dunst wob um die wetterbraune Almhütte, aus deren steinbeschwertem Dach ein leichter blauer Rauch emporfränkelte. Heute noch hatte Paul Sandtner gehofft, die angefangene Arbeit zu vollenden. Aber immer lässiger ward die Hand, die die blumigen Matten, die über ihnen aufragenden wilden Berggestalten des Wurmecks und Schneefogels, im Vordergrund den moosgrünen, flechtengrauen Kaiser mit seinen rauchgeschwärzten Balken und dem steinernen Unterbau auf die Leinwand bannete. Ein paarmal entfiel ihm fast der Pinsel, endlich ließ er ihn ganz sinken und lehnte sich gegen das eiserne Brunnenrohr zurück.

Das eintönige Plätschern des in den langen schmalen Holztrög rinnenden Wassers schläferete ihn vollends ein. Die Berge verschwammen im weißlichen Mittagsdunst, kein Lüftchen regte sich mehr, und in tiefem Schweigen lag die Natur.

Plötzlich aber war es dem Maler, der zwischen Träumen und Wachen kämpfte, als beuge sich etwas über ihn. Mühsam öffnete er die Augen und starrte verwundert die vor ihm stehende Gestalt an. Eben glaubte er noch von der schmutzen Sennerin geträumt zu haben, und nun war sie wirklich da. Die Mandl schien sein schnelles Erwachen nicht erwartet zu haben. Aber zum Davonlaufen war es zu spät, und nur im ersten Augenblick leicht erschreckend, faßte sie sich schnell und betrachtete erst das Bild, dann den Künstler, der die Arme über dem Kopf verschränkt, freudig überrascht zu ihr aufsaß.

„Du hast döös gemacht?“ fragte sie. Zu Schellenau duzte man noch alle Welt, die Fremden so gut wie die Einheimischen.

Der Maler nickte.

Wieder blickte sie auf die Leinwand und schien irgend etwas auf dem Herzen zu haben.

„Schön is's gemacht. Grad wia natürlich stehen die Berg' da. Kannst was anderes aa so malen?“

„Ich kann alles malen!“ erwiderte Sandtner stolz. „Manner- und Weiberleut aa?“ fragte sie schnell. „Gewiß.“ Er begann zu verstehen, wo sie hinaus wollte, aber absichtlich ließ er sie weiterfragen.

„Leicht gar aa mi?“

„Warum nicht?“

Mandl sah zu Boden und schwieg verlegen. Auch der Maler sagte nichts. Da setzte sie sich plötzlich neben ihn auf den Rasen und meinte: „Möchtest mir net a Bild machen?“

„Von dir?“

„Sell hätt' i schon gar so viel gern.“

„Aber was bekomme ich dafür?“

„D mei,“ entgegnete sie betrübt, „i hab' ja nixen; a arme Almdirn ka net viel geb'n.“

„So etwas meine ich auch nicht.“

Sie sah ihn fragend an, ohne zu verstehen.

„An Gamsbock könnt'st schon aa haben. 's spricht manchmal a Wildschüz am Faltereck um a Milli vor.“

„Rein, danke schön, Gamsbraten mag ich nicht. Aber ein Kuß von deinen Lippen, der tät' mir schon schmecken.“

Sie schnellte in die Höhe und ihre Augen funkelten wie die einer zornigen Katze.

„Mit so was derißt mir net kommen.“

„Aber ein Lohn muß doch sein, wo eine Arbeit ist.“

„Sell is wahr.“ Sie beruhigte sich und kam wieder näher. „A grausig schwere Arbeit muß döös schon sein.“ Und da der Maler wie gekränkt schwieg, setzte sie endlich stockend, mit hochroten Wangen hinzu: „Einen jollst haben, aba nur einen.“

„Schau, Nanni, ich bin nicht habjüchtig,“ lachte er, „ich geb' ihn dir sogar wieder, und dann sind wir quitt.“

Die Logik schien ihr einzuleuchten. „Wann's sein muß. 's Bild hätt' i schon gar so viel gern.“

„Gut also, ich male dich. Hier zeichne ich dich nur, aber drunten in der „Gans“ fähr' ich's aus, und wenn ich fertig bin, hol' ich mir meinen Lohn.“

„Aber sehen und wissen derß's ka Mensch net.“

„Von mir erfährt niemand was. Also stell' dich daher.“

Sie folgte willig und stützte, wie er es verlangte, die braunen Arme mit dem Wasserkrug auf das Brunnenrohr, setzte den unbeschutten Fuß ein wenig vor und schaute wie verträumt zu den blauen Bergketten im Süden hinüber.

Der Künstler zog sein Skizzenbuch und begann leicht und sicher die fest umrissenen Formen ihrer kraftvollen Gestalt auf das Papier zu werfen. Kaum war er damit fertig geworden, als Mandl erschrocken aus ihrer unbeweglichen Stellung aufsprang: „Jesseß, 's kommt wer den Almsteig von Schellenau auffi. Leicht is's gar da Bauer. Der derß' mi bei dir net seh'n. Pfüt di Gott, Mala!“

Ehe er etwas antworten konnte, war sie schon davongeeilt und in der Hütte verschwunden. Schnell schob er die Zeichnung in seinen Zanfer. Er hatte ja der Sennerin Schweigen gelobt, und ein Einblick Unberufener in die Geheimnisse seines Skizzenbuches konnte für ihn selbst gefährlich werden.

Eine Minute später tauchte auch schon die Gestalt des jungen Frohnhofers über dem Wiesenrande auf, aber den Maler bemerkend, bog er in weitem Bogen aus und schritt von hinten auf die Almhütte zu.

„Himmelherrgottsjagen,“ flüsterte er vor sich hin, „is denn all's verbert heut? Erst treff' i 'n Jaga, wo ma's Deandl hat wegfang'n woll'n — und jetzt muß aa no da Teifisbraten von an Mala da umand' schleichen. Kruzitürken no amal eini!“ — — —

Es war vierzehn Tage später, da stieg an einem schwülen Nachmittag der Maler wieder zum Falterack empor. Unter dem Arm trug er Mandls wohlgelungenes Bild, zu dem er noch einen alten Goldrahmen gestiftet hatte.

Zwischen dem Brunnen und der Hütte traf er auf die Sennerin.

„Mei, bist schon firti?“ rief sie ihm entgegen. „Laß mi's amal anschau'n.“

Er stieß den Bergstock in den feuchten Almboden, löste die Hülle und hielt ihr das Bild entgegen.

Mandl schien beim Anblick ihrer selbst ganz betroffen: „Dös bin i — o mei, wirkli, — so schau i aus? Gut bin i trocken, gelt?“

„Das will ich meinen.“

„Dös wird a Überraschung wer'n. Glei muß i's in dö Hütt'n eintragen.“

Der Künstler hatte erwartet, daß sie ihm zuvor aus freien Stücken den bedungenen Lohn auszahle, aber sie nahm ihm das Bild aus der Hand, brückte es wie ein teures Kleinod an die Brust und eilte damit dem Kafer zu.

Sandtner folgte ihr, doch als er die Hütte erreichte, hatte sie schon die Tür von innen verriegelt.

„Warum sperrst denn zu, Mandl?“ rief er ärgerlich durch das geöffnete niedere Fenster.

„Weil i da herin mit kan fremden Mannsbild alloan sein will,“ antwortete sie, „i komm glei wieder außi.“

Ein wenig verwundert sah der Maler, daß sie sein Kunstwerk nicht an die Wand hängte, sondern, mehrmals Papier und Tücher darum wickelnd, es im Strohhalm ihrer Schlafstätte verbarg. Doch im nächsten Augenblick stand sie schon wieder neben ihm, schloß die Hütte ab und meinte: „Jetzt woll'n ma a wengerl Umschau halten. Gar so viel schön is's heut in dö Berg. Und drenten beim Brunna hat ma die feinste Aussicht.“

„Nun, Mandl?“ fragte der Maler, als sie an der bezeichneten Stelle stehen blieben, und sah sie bedeutungsvoll an.

Die Sennerin ward über und über rot. „Wann's denn sein muß —“

Er wollte die Arme um sie schlingen, aber sie entschlüpfte ihm wieder. „Na, na, da net, — i hab's net bedacht, — es is zu frei und offen da, es kömmt uns wer sehn.“ Dabei lief sie dem nahen Walde zu, durch den der Weg von Schellenau heraufkam.

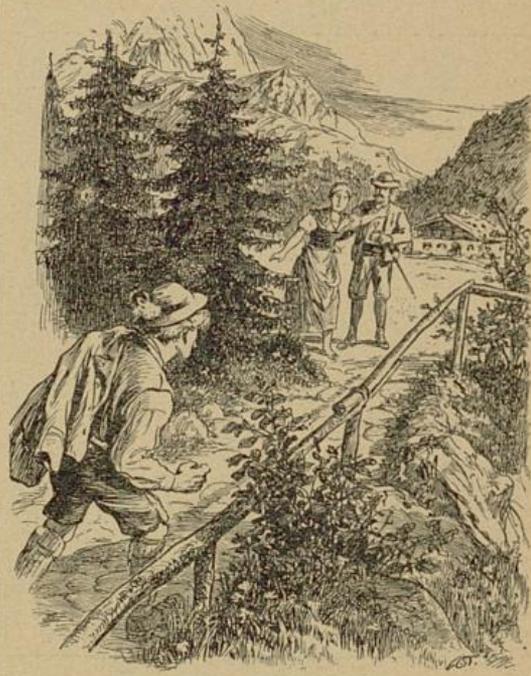
Unter den ersten Lärchen und Fichten machte sie, tief Atem holend, Halt.

Trotz seines etwas zu kurzen linken Fußes war der Maler im nächsten Augenblick wieder bei ihr.

„Jetzt kommt mir nicht mehr aus, Deandl, jetzt will ich meine Belohnung.“

„Da hast sie!“ rief sie mit raschem Entschlusse, legte beide Hände auf seine Schultern, und ihre halbgeöffneten roten Lippen berührten schein und leicht seinen Mund. „I dank dir halt vielmal.“

Als er ihren Kuß etwas herzhafter erwidern wollte, kam sie ihm selbst entgegen. „So, a Dreingab kriegt a no — jetzt bist aber zufrieden.“



„Jesses, da Loisl, mach, daß d' weita kimmst, Mala!“

„Um den Preis mal' ich dich gleich noch einmal, Mandl.“

„Kruzitürl no amal eini, da soll do glei a Himmelherrgottsbunnawetta dreinschlag'n, Sakrament, Sakrament!“ tönte es plötzlich mitten in seinen Scherzhinein. Auf dem Anweg wurden stampfende Schritte laut und Mandl kreischte vor Schrecken laut auf.

„Jesses, da Loisl, — o mei — o mei, mach, daß d' weita kimmst, Mala, grad in 'n Wald lauf eini, da erwischt er di net.“

Sandtner zögerte noch. „Niemand soll dir was tun, — ich helfe dir, ist ja nichts Unrechtes geschehen.“

„Naa, furt, furt,“ drängte sie, „mit ein'm Mannsbild werd' i schon alloan firti, aba mit zwoa net.“

Da stürzte der Künstler davon, und in der nächsten Minute stand schon der ergrimmete Frohnhofer blaß und keuchend vor dem Mädchen.

„Was is bö, Mandl? Busseln laßt di von dem malefizischen Stadtsrad! Verraten, betrogen hast mi.“

„Net wahr is's,“ entgegnete sie ganz ruhig.

„Wann i's mit meine eigenen Augen geseh'n hab'!“

„Net recht hast g'feh'n. I selba hab eahm a Bussel geben.“

„Höllsarendi — dö's wird ja allweil besser!“ Er ergriff ihre Hände und preßte sie heftig. „Hast 'n gern, den Malefizjakra?“

„Ah, gar kan Schein.“

„Kruzitürken, nacha is's do da Teifi, wo di verhezt hat.“

„Da Mala is a ganz braver Mo, und dö's Bussel bin i eahn schuldi g'wen, 's war 's erst' und 's lezt'.“

„Dö's versteh' i net. Verlogten is all's. Dö Wahrheit will i wiss'n.“

„Dö erfahrst schon noch.“

„Wann?“

„Wann ma Hochzeit g'macht ham.“

„Also willst mi do noch?“ fragte er etwas besänftigt.

„Freili — bist ja mei lieba, lieba Bua, — und mit 'm Mala hab' i nix mehr z' schaff'n.“

Er legte die Arme um sie, zog sie an sich und blickte ihr in die braunen, glänzenden Augen. „Nandl, i will dir glaub'n. Und jetzt wird g'heirat. Mir is's schon lang z'wider, daß d' so alloam heroben bist. Auf dö Alm kimmt ma a andere Semmerin auffi, und in vier Woch'n mach'n ma Hochzeit.“

„Wann's deine Leut' recht is, — i hab' ja kan andern Wunsch net,“ sagte sie und erwiderte, sich an ihn schmiegend, leidenschaftlich seine stürmischen Küsse.

„Da schau, da schau!“

Der ganze Hochzeitszug geriet ins Stocken, die Musik schwieg, die Böller der Dorfartillerie auf dem Kirchenbühl verstummten, selbst der Hochzeitlader vergaß zu jauchzen und den mit bunten Bändern geschmückten Stab zu schwingen. Alles starre nach oben.

„A Schlang', a fliegete Schlang'!“

„Herr, erlöse uns von dem Ubel!“ betete die alte Botenkathi.

„Dö's muß a Drach sein.“

„Jetzt seh' i's nimma.“

„Da hintern Wurmeß kimmt's wieda füri.“

„Zeffes Maria, a Tagelwurm!“

„Ganz fürig schaut er aus.“

„Aba dö's is ja a Luftballon.“

Alles blickte auf Nandl, die mit Myrte und Schleier an der Seite des Frohnhofbauern schritt.

„A Luftballon, a Luftballon?“ wiederholten die Bauern mit offenem Munde. Gehört hatten sie wohl davon, aber gesehen hatte noch niemand solch ein Ungetüm, und keiner konnte einen Begriff mit dem Worte verbinden.

Der rote, aufgeblähte Ball schwankte, bald hierhin, bald dorthin getrieben, an dem mit leichten weißen Windwolken überzogenen Himmel hin und her. Die Luftschiffer schienen jede Richtung verloren zu haben und sich in gefährlicher Situation zu befinden.

„'m Teifi sei Kutich'n is's,“ stotterte der Loisl ganz blaß vor Schrecken. „Daß aa so a tuftisches Zuig in unsere Gegend kommen muß!“

„Maria und Joseph, — grad am Hochzeitstag,“ tuschelten die Kranzjungfern, „dö's bedeut' nix Gutes.“

„Aba da san gewiß ganz harmlose Menschen drin!“ suchte Nandl die Aufgeregten zu beruhigen.

„A ehrlicher Christenmensch kann net fliegen,“ widersprach der von der Kirche nachgeeilte Mesner, ein Anhänger des früheren Pfarrers, „dazu hat 'n Gott net bestimmt. Wer in da Luft umanand fahrt, der hat's mit 'm Bösen.“

„Siehst es, siehst es!“ jammerte Loisl, „i hab's ja allweil g'jagt, g'wis is's da Antichrist, wo jetzt kimmt.“

„Du bist a Narr,“ sagte Nandl beinahe ärgerlich. „Was wird's sein? I mein', der Franzos' is's, wo in da Zeitung g'stand'n is, daß er übers Gebirg fliegen will.“

„A fliegeter Franzos!“ ging's von Mund zu Mund.

„Jetzt speit er aa no Feuer!“

Ein heller Strahl der Mittagssonne fiel auf die rote Seide des Ballons und ließ sie gleich einer purpurnen Flamme aufleuchten. Das bestärkte die Bauern noch mehr in ihrem Glauben an Übernatürliches.

„Kruzijakra — gewiß fahrt da Mala in der Teifelskutsch'n umanand,“ rief Loisl, „i hab' 'n eh seit zwei Täg net g'sehn.“

„Aba da is er ja!“ stieß ihn Nandl an und wies auf den Künstler, der, am Wege stehend, ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken konnte. „Der kimmt ja auf unsere Hochzeit.“

„Was, der?“ fuhr der Frohnhofer entsetzt auf, „den brauch'n ma aa no! Wer hat 'n geladen?“

„Da Ganswirt natürl. Hätt' a net anders könnn. Bei aner öffentlichen Hochzeit is's halt da Brauch so, und da Mala wohnt schon den ganzen Summer bei eahn. I mein', a schön's Geschenk wird er uns aa mach'n.“

„Herrgottjakra, von dem nehm' i nix. Will ma dö Hand net am höllischen Feuer verbrema.“

„Mit dir is amal net z'reden.“

„Und mi g'freut bald dö ganz' Hochzeit nimmer!“

„Aba Loisl —“

„Jetzt is er hinter's Bärenjoch ummi!“ schrie der Bader.

„I glaub', er kimmt nimmer füri!“ meinte Loisl's Mutter.

„Hunger und Durst hab' i,“ sagte der alte Hinterholzer, „ganga ma ins Wirtshaus eini.“

Eine Weile warteten die Bauern noch. Aber der Ballon erschien nicht mehr. Da setzte sich der Zug wieder langsam in Bewegung. Die Batterien am Kirchenbühl lösten ihre Geschütze, die Musik begann zu blasen, der Hochzeitlader jauchzte, und zu beiden Seiten lärmten die Kinder, die sich um die vom Bräutigam ausgeworfenen Kupfermünzen stritten und rausten.

In dem oben gelegenen großen, doch niederen Saale der „Goldenen Gans“ ging es bald lustig zu. Speisen und Getränke waren vortrefflich, aber der junge Chemann fühlte sich nicht behaglich. Saß doch am unteren Ende der reichgedeckten Tafel neben dem Dorfschullehrer der verdächtige Maler und blickte

öfter, als nötig war, mit seinen scharfen, durchdringenden Augen nach der schönen Braut herüber. Die durch das Fenster hereinfallende Sonne übergoß seinen Spitzbart und das rötliche Haar mit einem unheimlich feurigen Schimmer, so daß Loisl bei seinem Anblick immer wieder an den Judas auf dem Abendmahlsbild in der Dorfkirche denken mußte. Gewiß, der hatte nichts Gutes vor. Wenn nur das Essen erst vorüber war und er mit Mandl glücklich auf den Frohnhof einzog! — Aber vorher kam wahrscheinlich noch der Brautraub zur Ausführung, und das erschien ihm heute besonders bedenklich.

Diese seltsame Sitte war, wie in manchen anderen, von der städtischen Kultur noch unberührten Gebirgsdörfern Oberbayerns, auch in Schellenau üblich. Während des Hochzeitsmahles, sobald es einem der Gäste gelungen war, die Aufmerksamkeit des jungen Ehemanns für einen Augenblick abzulenken, entführte irgend ein guter Freund oder Bekannter des Paars die lachend einwilligende Braut. Entweder ging es in ein anderes Wirtshaus, wo alles Gute aufgetragen ward, oder man tat sich im Hause des Räubers bei dessen Angehörigen gütlich, und wenn der Genarrte oft nach langem, mühsamem Suchen sein junges Weib wiedergefunden, mußte er obendrein die aufgelaufene Zeche bezahlen. Um den Spaß noch zu verlängern und zu vergrößern, half alles zusammen, den Suchenden irre zu führen, und Loisl wußte wohl, daß es auch heute nicht anders gehen würde. Aber bis jetzt hatte er scharf aufgepaßt und Mandl keine Minute aus den Augen gelassen. Vielleicht gelang es ihm doch, durch seine angestrengte Aufmerksamkeit eine Entführung der Braut zu verhindern.

„Habt Ihr auch den Luftballon gesehen, Frohnhofer?“ fragte der eben eingetretene Pfarrer, nachdem er dem jungen Paare gegenüber Platz genommen.

Loisl ließ Mandls Hand, die er bisher unter dem Tische gehalten, los. „Dem Teisi sei Malefizkuischen?“ entfuhr es ihm unüberlegt, „Himmelhergottsfakra — freilich ham ma's gesehn, Hochwürden.“

„Aber Frohnhofer, so dürft Ihr nicht reden,“ verwies ihn der Geistliche. „Der Mensch ist nun einmal die Krone der Schöpfung, Erde und Wasser hat er von jeher beherrscht, und wenn unser Hergott zuläßt, daß er sich mit der Zeit auch die Luft erobert, so ist das ein erfreulicher Fortschritt, aber kein Unrecht und keine Sünde.“

„Sell woll, sell woll,“ stotterte Loisl verlegen, „aba i mein', a Teisfäwert bleibt's do, wann da Mensch durch die Luft fliegt. Kreuzitürken no amal eini!“

„Frohnhofer, Frohnhofer, ich denke, ein Teufelswert ist's viel eher, wenn der Mensch das gottlose Fluchen nicht lassen kann, und ich fürchte immer, daß Euch der Himmel noch einmal dafür straft.“

„Bechschwarzer Höllteisi,“ schrie der junge Bauer plötzlich, entsetzt auf den leeren Platz an seiner Linken starrend, „er hat mi schon gestraft! Mei Mandl haben's gestohlen, dö Herrgottsfakramenter, dö verdammten!“ Mit dem buntgeblumten Sacktuch sich

den Schweiß von der Stirn wischend, blickte er blaß vor Ärger die Tafel entlang. Eine ganze Anzahl der Gäste fehlte. Unter ihnen auch der Maler. Das war ihm das Ärgste. Doch mit dem konnte Mandl unmöglich gegangen sein, wenn er sie nicht verhezt hatte. Zuerst galt es bei den guten Bekannten zu suchen, dem Bader, dem Schuster, dem Jäger und ein paar Bauern, die sämtlich während seines Gesprächs mit dem Pfarrer verschwunden waren. Da es kein zweites Wirtshaus im Dorfe gab, mußte die gestohlene Braut bei einem derselben zu finden sein. „Wart's nur, mei Mandl werd' i glei wieder hab'n,“ lachte er gezwungen, ohne recht an seine Worte zu glauben, und stürmte zur Tür hinaus.

Draußen zog unterdessen Vitus Egger die Neuvermählte rasch mit sich fort. „Dös wird a Hauptspäß,“ flüsterte er, „bei mir sucht er di am lezten, und an weiten Weg hat er aa bis zum Forsthaus.“

Der Mandl machte in der Tat die Sache Spaß. Der Jäger war am schnellsten mit dem Vorschlag, sie zu entführen, bei der Hand gewesen. Daß er bereits des Guten etwas zu viel getan, hatte sie nicht bemerkt, und war dem Räuber, dem sie das Jahr vorher einen Korb gegeben, unbedenklich gefolgt. Es dämmerte schon stark. Bei drückender Schwüle hatte es sich über den Vergkluppen im Westen dunstig und schwarzgrau zusammengeballt. Bisweilen flammte es in dem finsternen Gewölk gelbgrünlich auf, gleich den funkelnden Augen eines heutigetigen Raubtiers, und jetzt, da sie eilig über die weite ebene Fläche der grasbewachsenen Schellenau, die dem Dorfe den Namen gegeben, zum jenseitigen Walde hinüberschritten, segte bereits die erwachende Windsbraut in einzelnen stürmischen Stößen über das offene Feld.

Der Jäger zog das junge Weib näher an sich, schlug seinen Mantel schützend über sie, und ihre warme Nähe weckte von neuem die alten Gefühle in seiner Brust. Im Forsthaus stand ein wohlgedeckter Tisch, und als Vitus der Entführten ein Glas schweren Weins aufnötigte, besiel sie plötzlich eine seltsame Angst. Daß des Jägers alte Haushälterin nirgends zu sehen war, vermehrte noch ihre Furcht, und als er ihr jetzt ganz nahe rückte, den Arm um ihren Leib zu legen suchte und sein heißer Atem ihr Gesicht streifte, erkannte sie plötzlich die Gefahr, in die sie sich unbedacht begeben.

„Laß mi, Jaga, i muß jetzt furt,“ sagte sie, sich energisch losmachend.

„Furt, was fällt dir ein, erst muß da Loisl di finden. So is da Brauch.“

„I mag aba net länger bleib'n.“

„Warum?“

„'s Wetta kann jeden Augenblick losbrechen.“

„Nacha mußt erst recht dableib'n,“ rief er, und stürzte hastig sein Glas hinunter. Aber der schwere Wein gab ihm den Rest. Aufspringend, stieß er taumelnd an den Tisch und stolperte schwer zu Boden. Seinen Fall benützend, war die geängstigte Mandl schnell zur Tür hinaus.

Durch den nächtig verfinsterten Himmel schossen rote und gelbe Feuerstrahlen, ein hohles Brausen tobte in den Lüften, aber mitten im Lärm des losbrechenden Unwetters glaubte Mandl den verfolgenden Jäger zu hören. Das besflügelte ihre Schritte. Doch sie hatte noch nicht die Mitte der weiten Wiesenfläche erreicht, als der Himmel seine Schleusen öffnete und mit Schloßen vermischter Regen der Flüchtigen ins Gesicht peitschte. Nirgends bot sich ein Schutz, so eifrig sie auch umherspähte. Nur dort, bei einem wilden Rosenstrauch, mitten auf der Wiese, erhob sich etwas Dunkles, Großes.

Betroffen blieb Mandl stehen. Jesus Maria, das war ja der Luftballon, den sie Mittags am Himmel gesehen. Schnell entschlossen lief sie auf das hin und her schwankende Ungetüm zu. Dort mußte sie Menschen finden, die sie im Notfall vor dem betrunkenen Jäger schützen konnten. Aber als sie den Ballon erreichte, war kein lebendes Wesen zu sehen. Ein herabhängendes Seil hatte sich in dem Rosenstrauch verwickelt, und der am Boden liegende geflochtene Korb bot ein schützendes Versteck gegen das Unwetter, in dem sie der Jäger nicht so leicht finden würde. Rasch entschlossen kroch sie hinein und drückte sich unter dem warmen, dichten Geflecht zusammen.

Nach einer Weile ließ der Regen etwas nach, und Mandl wollte eben ihre Flucht zum Dorfe fortsetzen, als sie mit einem Schreckensschrei wieder in den Korb zurücktauchte. Dicht vor demselben war mit keuchendem Atem, sturmzerzaust und regentriefend die Gestalt eines Mannes aufgetaucht.

Der Maler, der die Sitten des Brautraubs bisher nur vom Hörensagen kannte, und den es in hohem Grade interessierte, den originellen Brauch näher kennen zu lernen, war dem flüchtigen Paare in einiger Entfernung unbemerkt gefolgt. Die übrigen Gäste aber lockten den Frohnhofer auf falsche Fährte, und überall, wo er nachschaute, beim Bader, Schuster und den benachbarten Bauern, ward er mit spöttischem Lachen empfangen.

„Nacha bleibt nur da Jaga!“ rief Loisl ärgerlich.

„Da kann' net sein.“

„Dös is zu weit.“

„Über dös ganze Schellenau mag i net mit.“

„'s Wetter kann jeden Augenblick losbrechen.“

„I gang aba doch. Dös Mandl muß i wieder haben.“

„Nacha gangst allein,“ meinten seine Begleiter. Sobald sie sahen, daß der Gefoppte die rechte Spur einschlug, war für sie der Reiz verloren, und sie kehrten eilig zur „Goldenen Gans“ zurück.

Loisl blickte zweifelnd zum Walde jenseits der Schellenau hinüber. Er glaubte selbst nicht, daß Mandl mit dem Jäger gegangen, aber es war seine letzte Hoffnung, denn sonst konnte sie nur der Maler entführt haben. In wachsender Angst rannte er über die Wiese hin. Da sah er plötzlich, daß noch jemand dem entfernten Walde zueilte. Im grell ausleuchtenden Schein eines Blitzes erkannte er die

Gestalt. — Es war der unheimliche Maler, der vor ihm zu fliehen schien. Das böse Gewissen verriet ihn. Der und kein anderer hatte ihm die Braut gestohlen. Aber wohin konnte er sie geschleppt und wo sie verborgen haben?

So sehr sich Loisl auch sonst vor bösen Geistern fürchtete, die Liebe zu seinem jungen Weibe erfüllte ihn mit heldenhaftem Mut. Um Mandl hätte er mit dem Teufel selbst geraut. Aber je mehr er seine Schritte beschleunigte, desto schneller lief auch der andere.

„De, siehen bleibst, Lump miserabler!“

Der Maler sah sich nicht um und rannte weiter. Die Gewißheit, in der Dunkelheit von einem Unbekannten verfolgt zu werden, ließ ihn alle Kräfte anspannen.

„Höllteufel, verfluchter, kannst net hör'n!“

Die vom Brausen des Sturms halb verschlungene Stimme deutete dem Maler bekannt. Für einen Moment nur wandte er den Kopf. Da sah er in der Hand des Verfolgers, vom blauen Schein eines Blitzes umleuchtet, ein Messer blitzen. Erschrocken zog er selbst seinen Revolver hervor. Offenbar ging es auf Leben und Tod. Mit seinem zu kurzen Fuße durfte er kaum hoffen, dem Nachsetzenden auf die Dauer zu entkommen, und bis zum Forsthaus war es noch weit.

Instinktiv lief er auf einen großen dunklen Gegenstand zu, den er schon seit einiger Zeit mitten in der Wiese bemerkt hatte. Endlich ganz nahe gekommen, erkannte er zu seinem größten Erstaunen den Luftballon, den man am Mittag über den Bergen gesehen. Kein Mensch ließ sich blicken, doch nahm er die am Boden liegende Gondel, über der der Ballon, am Strauchwerk gehalten, in der Luft schwante, wahr.

„Jetzt is's gefehlt. Umbring' i di, du Dieb, du Räuber, du sakramentlicher Gangger!“ tönte es dicht in seinem Rücken.

Ohne zu zögern, warf sich der Verfolgte in die Gondel des Luftschiffes. Das starke Geflecht des Korbes mußte den ihm zugebachten Stoß auffangen und diente ihm zugleich als Schutz, wenn er gezwungen war, sich zu verteidigen.

„Jesses Maria, was is dös!“ kreischte im selben Augenblick eine angstbebende Stimme auf. Der Maler fühlte einen menschlichen Körper auf dem Boden der Gondel. Zappelnd und sich sträubend erhob es sich und wollte an ihm vorüber. Doch Sandtner hatte die Stimme schon erkannt: „Mandl, — du — wie kommst du da herein?“

„Höllsakrament, hat di da Gangger wirkli?“ schrie gleichzeitig Loisl, „Mandl, — i bin da, i hilf dir —“

„Frohnhofer!“ rief der Künstler, plötzlich alles begreifend, „seid doch vernünftig — ich bin's ja, der Maler — ich habe —“

„Mei Braut hast gestohlen, du —“

„Al ihr heiligen Nothelfer, steht uns bei!“ jammerte Mandl dazwischen.

„Zum Teufel, was ist das — wir fliegen!“

Durch einen plötzlichen orkanartigen Windstoß be-

*) Gangger = Teufel.

freit, hatte der Ballon die Gondel emporgerissen und stieg blitzschnell mit dem Paare in die Höhe. Ein rötlicher Wetterstrahl umloberte sie, und bleich und zitternd, mit offenem Munde starrte Loisl den Entschwindenden nach. Dann, als das Schreien der Entführten in der Luft verhallte, lief es ihm eiskalt über den Rücken, er fiel auf die Knie und rang die Hände.

„Nandl — mei arm's Nandl, jekt hat di da rote Gangger do verwißt — jekt mußt gradeswegs mit zur Höll!“ In seiner Seelenangst begann er zu beten: „Himmel, erbarme dich ihrer! I will gewiß mei ganzes Leb'n nimma fluchen, lieber Herrgott, wann's d' mir dö Nandl aus dö teilslichen Krallen errett'ft. Heilige Maria, bitt für uns arme Sünder!“

Als er, sein Gebet unterbrechend, endlich wieder aufzublicken wagte, war die „höllische Kutsch'n“ mit samt der Nandl verschwunden, und wie spottend und höhrend pffiff und heulte der Sturm um seine Ohren.



Er fiel auf die Knie und rang die Hände.

vongelaufen sei und längst wieder im Dorfe weilen müsse. Als jekt plötzlich der Frohnhofser, ohne sein Weib, blaß und durchnäßt, mit allen Zeichen der Furcht und des Entsetzens über die Schwelle trat, erschrak er nicht wenig und, plötzlich ernüchtert, schien es ihm am geratensten, sich unbemerkt davonzuschleichen.

„Da Teifi hat mir mei Nandl gestohlen, durch dö Luft san s' davongefahren, in der höllischen Kutsch'n“, jammerte in einem fort der Bauer. Lange begriff man nicht, was er meinte. Erst als er wiederholt sein fürchterliches Erlebnis erzählt, begann man die Köpfe zu schütteln, zu flüstern und zu tuscheln. Die einen zweifelten, die andern glaubten, die meisten aber hatten schon zu viel getrunken, um überhaupt noch einen klaren Gedanken fassen zu können. Loisl selbst blieb nichts übrig, als seinen Schmerz mit Bier und Wein zu betäuben. So gingen Hochzeitschmaus und Tanz, lange nach Mitternacht, ohne Braut zu Ende,

und als man schließlich aufbrach, war der junge Ehemann in solch fragwürdigem Zustand, daß ihn der Vader und Schufter unter die Arme nehmen und zum Frohnhof heimbefördern mußten.

Die alte Austragbäuerin, die mit ihrem Mann schon früher nach Hause gegangen, war noch auf, und als der Sohn schwer auf die Ofenbank sank, suchte sie ihn zu trösten: „Derstt ma net verzweifeln, Loisl! Schau, da Teifi is's net g'wen, und wann dö Nandl mit 'm Mala, wo a ehrllicher und braver Christenmensch is, in der Luft umanand fliegt, werden s' mit Gottes Hilf' aa wieder abi kemma. Gelt, Loisl, du versprichst ma's —“ sie brach ab, denn sie sah, daß all ihre eindringlichen Reden umsonst waren. Der junge Frohnhofser ließ den Kopf hängen und schnarchte. —

Es war längst heller Tag, als der Moiss Hinterholzer mit schwerem Kopfe erwachte. Das gestrige Unwetter hatte ausgetobt, die Sonne stand schon hoch am Himmel. Bewundert rieb sich der Verschlafene die Augen. Wo war denn Nandl? Die sollte doch — ja so — das Entsetzliche fiel ihm wieder ein, er sprang aus dem Bette und tauchte den brennenden, von wirren Gedanken erfüllten Kopf in das kalte Wasser der Schüssel.

Da klopfte es, und in der Tür erschien seine Mutter mit einem kleinen, feingekleideten, schwarzbärtigen Herrn, den er noch nie gesehen.

„Ich habe gehört, daß Sie haben gesehen fliegen das Ballon,“ begann ohne weiteres der rätselhafte Fremde, „das Ballon sein das meinige. Wollen Sie haben die Güte, mir zu sagen alles, was Sie wissen davon.“

Es war in der Tat der Franzose, von dem Nandl in der Zeitung gelesen. Bei seiner kühnen Fahrt über die Alpen war er von widrigen Winden verschlagen und hatte sich endlich zu einer gefahrvollen Landung mitten auf einer einsamen Waldblöße entschließen müssen. Sein Begleiter war dabei verletzt worden, und Herr Laurier hatte, so gut es ging, den Ballon an einem Felsblock befestigen müssen. Aber ehe er das Ventil öffnen und das Gas ausströmen lassen konnte, fuhr ein heftiger Windstoß daher. Der Knoten löste sich, das Luftschiff trieb, das Seil am Boden nachschleifend, schnell über die Richtung davon. Eine Verfolgung war unmöglich; seinen Gefährten mühsam führend, mußte der Franzose auf die Suche nach einer menschlichen Ansiedlung gehen. Schließlich war er nach Engelhalben geraten. Dort blieb der Verwundete zurück, während der Luftschiffer sich mit dem Wirt und einigen Bauern aufmachte, den Ballon wiederzufinden. Doch derselbe schien spurlos verschwunden, und so brach Herr Laurier am Morgen neuerdings auf, fragte in allen benachbarten Dörfern nach und ersuhr endlich in Schellenau, daß der Frohnhofsbauer von dem Ballon wisse.

Als Loisl diesen Zusammenhang aus dem gebrochenen Deutsch des Franzosen mit Mühe und Not begriffen hatte, ward sein Glaube an die Entführung Nandls durch den Teufel doch ein wenig erschüttert,

er begann eine schwache Hoffnung zu schöpfen, und sein Kopf wurde wieder klar. Hastig erzählte er sein ganzes unheimliches Erlebnis, aber als er zu Ende war, hatte der Franzose kein Wort verstanden. Auch alle weiteren Versuche von Mutter und Sohn, ihn in die Geheimnisse des oberbayerischen Dialekts einzuführen, blieben vergeblich. Da kam der in zwischen an seinem Krückstock erschienene Austragbauer auf einen rettenden Gedanken.

„Geh't do zum hochwürdig'n Herrn Pfarra ummi, der kann's Ent lateinisch sag'n, was da Poisl verzählt, und nacha werdet S' n schon versteh'n.“

Das leuchtete dem Poisl ein, und, von Vater und Mutter begleitet, brachte er den aufgeregten, beweglichen, beständig redenden und gestikulierenden Franzosen zum Pfarrhaus hinüber.

Die Wirtschafterin, die den Besuch in das Zimmer des Geistlichen führte, lächelte gar eigen, ohne ihre sonst so rege Zunge in Bewegung zu setzen, und wie Poisl als erster die Schwelle überschritt, schrie er halb in freudiger, halb in schreckhafter Überraschung laut auf. War es Teufelspud oder Wahrheit, was er da sah?

„Kommt nur herein, Frohnhofer,“ lächelte aufmunternd der Pfarrer, „das da ist wirklich Eure Mandl und der Herr Sandtner, die Gott für ihre glückliche Rettung danken.“

Da sagte sich der junge Bauer ein Herz, stürmte auf Mandl zu, und ihr warmer Händedruck, das frohe Ausleuchten ihrer Augen überzeugten ihn, daß er sein junges Weib unverfehrt wieder hatte.

„Wie is dös mögli, Hochwürden, wie is dös zunganga?“ stotterte er.

„Ganz natürlich, wie alles in der Welt mit Gottes Hilfe zugeht,“ entgegnete der ehrwürdige Priester.

„Nacha is er wirkli ka Teifi?“

„Wer?“

„Der — der — Höllsakra, der Malefizmala!“

„Frohnhofer, Frohnhofer!“ Der Geistliche hob mahnend die Hand. „Noch immer keine Besserung? — Ihr haltet andere für böse und hättet selbst so viel an Euch zu bessern. Wäre Herr Sandtner das, wosfür Ihr ihn anschaut, so hätte er Euch schwerlich Euer junges Weib zurückgebracht.“

„Dös — dös hat er tan?“

„Gewiß — eben war er mit Mandl auf dem Wege von Meinradsöd hierher, als ich den beiden auf meinem Morgen Spaziergang begegnete. Ich nahm die Erschöpften und halb Erfrorenen mit mir, stärkte sie mit einem warmen Frühstück und ließ mir ihr Abenteuer erzählen.“

„Aber mein Ballon, wo sein es, wo?“ rief der zappelige Franzose, den nur das eine zu interessieren schien.

„In Meinradsöd,“ erwiderte der Maler, „wohl befestigt auf der Wiese hinter dem Moosrainer Hof. Dort sind wir heute früh nach einer schlimmen Nacht wohlbehalten gelandet.“

„Ja — habi's Ent denn auskennt mit der Teifisch'n?“ staunte Poisl.

„Zum Glück war ich früher schon einmal mit einem Ballon gefahren und wußte, wie man das Gas ausließ. Sobald der Sturm nachgelassen und wir genügend sahen, öffnete ich das Ventil, und wir gingen rasch zur Erde nieder. Der Moosrainer und seine Knechte, die neugierig herbeikamen, halsen uns, den Ballon unverfehrt zu verlassen.“

„Mon dieu, mon dieu,“ rief der Franzose, „sein das ein Glück, — ich müssen gleich hin, — wo gehen der Weg nach das Ei-raß-ö?“

„Komma S' nur, i zeig's Sahna schon,“ sagte Poisl's Mutter und führte den überglücklichen Lustschiffer auf die Straße hinaus.

Der junge Frohnhofer starrte noch immer ganz fassungslos den Maler an. „Isto seid's wirkli ka Teifi net?“

„Für den Bösen habt Ihr mich gehalten?“ lachte Sandtner laut auf.

„Wie seid Ihr denn nur auf solch dummen Gedanken gekommen?“ fragte der Pfarrer.

„Mei — weil eahm dös Mandl, wo mir immer treu g'wen is, a Bussel geben hat, hab' i denkt, dös geht net mit rechten Dingen zu, und er muß 's Madl verher't hab'n.“

„Ei, ei, — was muß man da hören?“ meinte verwundert der Geistliche.

Mandl wurde blutrot. „Naa, naa, da Mala is ganz unschuldi, wartet's an Augenblick, i lauf schnell auf 'n Frohnhof ummi und bring' den Beweis. Hochwürden muß's aa sehn, daß er nix Schlechtes von mir denkt.“

Der Künstler, der jetzt Poisl's Eifersucht und seine wütende Verfolgung am vergangenen Abend begriff, erzählte, ehe Mandl zurückkam, alles, was zwischen ihm und dem Mädchen vorgefallen war. Als sie dann selbst mit dem wohlgetroffenen Bilde erschien, mußte auch Poisl seine letzten Zweifel fahren lassen.



„Schau,“ sagte die junge Frau, „dös hat da Herr Mala g'macht.“

„Schau,“ sagte die junge Frau, „dös hat da Herr Mala g'macht, und 's Bussel, bei dem du uns verwichst hast, war halt da Lohn dafür. Anders hat er's net tan. Hast dir ja allweil a Bild von mir

gewünscht, und gestern, wann ma heimkomma waaren, hab' i di damit überraschen wollen.“

„Schön is's, schön is,“ staunte Loisl das Bild an, „aba woast, Nandl, du selber bist ma do no lieber.“

„Nun seht Ihr's, Frohnhofer,“ nahm der Geistliche das Wort, „ein Lustballon ist kein Werkzeug des Teufels, und Gott hat sich sogar seiner zu Eurem Besten bedient. Ohne ihn hättet Ihr vielleicht in Eurer blinden Eiferjucht ein Unheil angerichtet und wäret ins Zuchthaus gekommen. Darum legt Euren törichtem Aberglauben ab, und wenn Ihr ein dem Himmel wohlgefälliges Werk tun wollt, so laßt in Zukunft Euer gottloses Fluchen bleiben.“

„Herrgottsakra, Hochwürden, desjell tun i g'wiß nimma, — i hab's abgeschworen, und da schwarz Höllteifi soll mi auf da Stell' holen, wann i —“

„Frohnhofer, besinnt Euch!“ unterbrach ihn der Pfarrer. „Mir scheint, unser Heiland hat auch für Euch gebetet: Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Loisl schwieg beschämt. „Höllsarendi,“ dachte er für sich, „s höllische Feuer soll mir die Zung' verbrenna, wann i no amal fluch'.“

„Ein Heiliger werdet Ihr einmal nicht,“ fuhr der Geistliche mit mildem Lächeln fort, „aber wenn Ihr etwas zur Buße für Eure Sünden tun wollt, so stiftet auch ein Scherflein für das neue Altarbild, das Herr Sandtner für unsere Kirche malen will. Der heilige Leonhard hat's längst um unser Vieh verdient, daß wir ihm ein recht schönes Bild machen lassen.“

„Was, Heilige kann er aa malen?“ rief Loisl ganz verwundert, „ja, nacha is er freili ka Teifi, — verzehlt's ma, Herr Mala — und was dös Bild betrifft, da brauch't's net zu sammeln, — i zahl' schon selba all's, weil i nur mei Nandl gesund aus der Luft wieder hab'!“ —

Der Frohnhofer hat Wort gehalten. Seit er mit seinem jungen Weibe auf dem väterlichen Hof haust, ist er ein ganz anderer Mensch geworden. An Teufel, die in der Luft herumfahren, glaubt er nicht mehr. Dafür hat ihm sein junges Weib ein paar kleine, pausbackige Englein beschert, an denen er mit ganzer Liebe hängt. Sogar die Zeitung studiert der Loisl fleißig. Wenn er aber etwas von törichtem Aberglauben liest, verfällt er noch immer in seinen alten Fehler — das Fluchen. —

List über List

oder

Das wandernde Erbe.

Wenn man den personifizierte Geiz ansehen wollte, dürfte man nur zum „roten Glaser“ in der hinteren Gasse kommen, der stellte so was vor. Er wollte essen, aber nur auf anderer Leute Kosten; trinken, wenn er's umsonst haben konnte; rauchen, aber er konnte nur geschenkte Zigarren vertragen. Seine Frau hatte dabei nicht die besten Tage, denn er gönnte

ihr so wenig etwas wie sich selbst. Des Geldes wegen wurde sie geplagt, Woche für Woche und Tag für Tag, und zu essen bekam sie nie satt. Er rechnete ihr so genau alles vor, daß sie nicht einmal eine Priße Schnupftabak ohne sein Wissen hätte kaufen und genießen können.

Und so ist es denn nicht zu verwundern, wenn sie bei seinem Ableben, das noch dazu erst nach langwieriger Krankheit sich vollzog, nicht so untröstlich war, um so weniger, als er sie während seines Leidens immer mit einem Kapital tröstete, das bei der Räumung der Wohnung finden würde. Er konnte, sagte er, ihr das Versteck angeben, aber es mache ihm mehr Spaß, wenn sie das Geld, das er unter unsäglicher Mühe erworben und erspart habe, suchen müsse. Ganz umsonst dürfe sie auch nicht in dessen Besitz kommen. Habe er sein ganzes, langes Leben schaffen und sparen können, so dürfe sie auch ein paar Tage suchen, das sei nur recht und billig, weiter nichts.

So sagte der alte Filz, und die Frau, die bei ihm nie einen eigenen Willen hatte haben dürfen, gab sich nicht nur zufrieden, sondern war ihm noch dankbar, daß er über das Vorhandensein des Geldes wenigstens eine Andeutung gemacht. Sie würde es, dachte sie, wenn er einmal die Augen geschlossen habe, schon finden.

Der Augenblick, wo er dieses Zeitliche verlassen sollte, rückte näher, das spürte er an der immer mehr zunehmenden Atemnot, am Stechen und Zwicken in der Brust und an der allgemeinen Schwäche immer deutlicher und mehr, und eines Tages sagte er zu seiner Gesponsin: „Marei, es geht bald zu Ende, ich spür's, ich merk's in allen Gliedern, und am nächsten Sonntag hör' ich nimmer läuten, da lieg' ich schon draußen auf dem Friedhof. Damit ich aber etwas weich liegen kann, holst mir jetzt meine ganz alten Hosen, den Leimkittel und andere Lappen und das Nähzeug, daß ich mir daraus ein Kopfstissen mache. Ein Kopfstissen von den Betten mitzunehmen, dauert mich, und auf den Hobelspänen mag ich nicht liegen. Also schneidere ich mir selbst ein Polster zusammen.“

Dieses Verlangen des alten, launischen Kunden verwunderte die Frau, die seine tausend Mücken während ihres zwanzigjährigen Ehestandes zur Genüge hatte kennen lernen können, nicht im mindesten. Es entsprach ja ganz seinem Geiz und seiner Filzigkeit. Gehorsam, wie immer, erfüllte sie seinen Wunsch. Sie holte ihm die alten, schon zwanzigmal gestickten Hosen, den ledersteifen Leimkittel, eine Partie Lappen und das Nähzeug, und der alte Holzwurm wurde auf dem Todbett noch zum Schneider.

„So,“ sagte der Glaser nach Vollendung der Arbeit, die ihm noch herbe Mühe gemacht hatte, „jetzt ist's fertig, und wenn ich gestorben bin, Marei, legst mir's im Sarg unter den Kopf, versprich mir's,“ und er reichte ihr die Hand hin, damit sie es mit einem Eid bekräftigen sollte.

Sie tat es und hielt auch Wort. Sie gab ihm